



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Apollo und Dionysos

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Apollo und Dionysos



immer wieder dieser Nietzsche, wird der Leser unwillig ausrufen. Aber wir werden den Unglücklichen noch nicht so bald loswerden, weil sein Unglück eben darin bestanden hat, daß seine Seele von allen Strömungen unsrer Zeit ergriffen, von allen ihren Widersprüchen zerrissen wurde, und daß er diesen Strömungen und Widersprüchen den packendsten Ausdruck verliehen hat. Das Werk des Franzosen*) aber dürfen wir schon deswegen nicht mit Stillschweigen übergehen, weil es die beste Medizin für die Nietzschearren enthält: eine humoristische Darstellung des Weltstanzes, den der große intellektuelle Epileptiker in seinen Schriften aufführt. Schon Gobineau ist von demselben Verfasser humoristisch-satirisch behandelt worden. Wir haben (im 37. Heft des Jahrgangs 1903) gesehen, daß es die Abneigung des Franzosen und Demokraten gegen den angelsächsisch-deutschen Rassenimperialismus ist, was ihn zum Gegner seines gelehrten und genial-phantastischen Landsmanns macht. Auf das Urteil über Nietzsche hat diese natürliche Abneigung kaum wesentlichen Einfluß geübt, denn Seillière erkennt ganz richtig, daß Dr. Alexander Tille Nietzsche eine unverdiente Ehre erweist, wenn er ihm das Verdienst zuschreibt, mächtig dazu beigetragen zu haben, daß über den platten Glücksnützlichismus der deutschen und der englischen Darwinianer die echte darwinische Moral, der selektionistische Utilitarismus triumphiert habe. Diese These scheint Seillière aus zwei Gründen verfehlt zu sein; sie stelle ein moralisches Ideal auf, das kaum zu verwirklichen ist, und sie mache Bestrebungen, denen Nietzsche nur auf Augenblicke gehuldigt habe, zum Hauptinhalt seiner Tätigkeit.

Diese war, wie Seillière es richtig darstellt, ein immerwährendes Sichausleben ohne bestimmtes Ziel und ohne feste Richtung, und man wird dem Verfasser zugeben müssen, daß der geniale Egoist auf seiner Jagd nach Selbstbefriedigung in einem weiten Rundlauf, den die tollsten Seitensprünge sehr verwickelt gestalteten, zum Anfangspunkte seiner abenteuerlichen Fahrt zurückgelangt ist: von Dionysos bei Apollo vorbei wieder zu Dionysos.

Wir dürfen mit Seillière die beiden nietzscheschen Bezeichnungen für das Triebleben und die Vernunft genehmigen. Der dorische Apoll ist in der Tat

*) Apollo oder Dionysos? Kritische Studie über Friedrich Nietzsche von Ernest Seillière. Autorisierte Übersetzung von Theodor Schmidt. Berlin, G. Barsdorf, 1906.

ein gutes Symbol für eine vernunftgemäße Lebensweise, die durch Selbstbeherrschung geregelt wird, dadurch auch die Herrschaft über andre zu erringen befähigt und auf dem ästhetischen Gebiet klassische Kunstwerke schafft, während der trunkne Dionysos mit seinem Silen, seinen Satyrn, wilden Tieren und sonstigem orgiastischen Gefolge offenbar auch nach Meinung der Griechen den von keiner Vernunft gefesselten Naturtrieb bedeutete. Beide Kräfte leben in jedem menschlichen Individuum, in jedem Volke, und nur die Grade ihrer Stärke und die sich daraus ergebenden Mischungen sind verschieden. In hochbegabten Individuen pflegen beide stark zu sein. In Nietzsche überwog nun anfangs, in der Schopenhauer-Wagnerperiode, der Gott Dionysos; dann brach der Philosoph mit seinen beiden Meistern und wandte sich, Wissenschaft und strenge Disziplin feiernd, Apollo zu — so freilich, daß er dessen Kult nicht allein und folgerichtig betrieb, sondern zwischen seinen beiden Göttern hin und her taumelte — zuletzt ergab er sich ganz dem Gotte des Rausches, obwohl er immer noch lichte Augenblicke hatte, wo einzelne, von Phöbus gesandte Strahlen ein wenig Ordnung in dem Chaos seiner Seele zu stiften ermöglichten. Nehmen wir die reizbare Empfänglichkeit hinzu, die jede ihm aufstoßende Erscheinung in Wissenschaft, Literatur und Leben zu seinem eignen Erlebnis machte, die aber nicht mit der Kraft verbunden war, das Zusagende organisch einzugliedern, das Ungeeignete kritisch abzustößen, und endlich sein leibliches Siechtum, so haben wir die Grundbestandteile dieser verwickelten und außerordentlichen Persönlichkeit beisammen. Die ewige Kränklichkeit hatte zunächst Einfluß auf die Form seiner Produkte. Seillière wird Recht haben mit der Vermutung, daß sie ihn vollends zum Aphoristiker gemacht habe. Neigung zur aphoristischen Darstellung war schon in der Jugend vorhanden; wir haben gelegentlich erwähnt, daß er mit philologischen Aphorismen debütieren wollte, daß ihn aber Nitschls unwillige und entschiedne Abmahnung bewog, darauf zu verzichten. Seillière bemerkt, Nietzsche habe die Gewohnheit angenommen, seine Einfälle zu notieren und ihnen dabei die präzise Form einer Sentenz zu geben; aber bis zur vierten „Unzeitgemäßen“ habe er solche Aufzeichnungen nur als Material für spätere Ausarbeitungen angesehen. Jedoch verursachte ihm die Ausarbeitung große Beschwerde (wohl wahrscheinlich deswegen, weil er dabei gewöhnlich Widersprechendes an- und ineinander zu fügen hatte), und als nun seine Gesundheit immer schlechter wurde, glaubte er sich diese mühsame und peinvolle Arbeit ersparen zu dürfen. War seine Gesundheit einmal besser, so wurden die Aphorismen länger, kleine Abhandlungen. Im allgemeinen aber ließ er die kurzen Sätze in der Reihenfolge stehn, wie sie ihm eingefallen waren, „auf die geduldige und unermüdete Mitarbeit des Lesers rechnend, von dem er verlangte, daß er die seinem wohlwollenden Nachdenken in buntem Durcheinander übergebenen Sätze durcharbeite, erkläre und ordne“. Dann aber erzeugte die Krankheit auch die sonderbarsten Illusionen. Einen Herrn über sich anzuerkennen, der die Leiden, sei es als unvermeidlichen Bestandteil der Natureinrichtung, sei es zu sozialen

oder individuellen Zwecken verhängt, dazu war er zu stolz; er wollte sein eigener Gott sein. Und so sah er sich denn gezwungen, aus Einbildungen und Sophismen ein Gedankengebilde zu konstruieren, das seine Leiden als zu seiner Selbstbefriedigung freiwillig gewählt erscheinen ließ. Die Gedankenungetüme, die im Kopfe dieser so gearteten Persönlichkeit und unter solchen Umständen entstehen konnten und vielleicht mußten, sind allgemein bekannt; wie sie sich bei Seillière ausnehmen, mögen ein paar Proben zeigen.

Der Kampf zwischen dem dionysischen und dem apollinischen Element beginnt für Nietzsche schon bei der Betrachtung der allerersten Kulturtätigkeit des Menschen, der Sprachschöpfung. „Die Sprache, sagt er, ist schon in ihrem ersten Entstehen bewußte Lüge, freiwillige Vernachlässigung der Gesamtheit der jedem Dinge zukommenden Eigenschaften [bei der begriffbildenden Abstraktion]. Diese Lügen setzen sich als Irrtümer fest, und der Mensch, der mittels dieser Irrtümer fortschreitet, wird von unserem Dichter einem Unvorsichtigen verglichen, der sich auf dem Rücken eines hungrigen Tigers dahintragen läßt, ohne daß seine Träumeraugen den gefährlichen Charakter seines Reittiers erkennen.“ Die Sprache ist ursprünglich ein bewegliches Heer von Metaphern, in deren Schaffung der Mensch Kunsttätigkeit übt. Durch apollinische Disziplin wird diese Kunstschöpfung ihres Reichturns beraubt; der Mensch schränkt seine subjektive Phantasie ein, um mit seinen Nebenmenschen Worte als Zeichen für die Dinge zu vereinbaren und so ein gefelliges Leben zu ermöglichen. Aber Gott Dionysos ist nicht tot. „Wunderbar malerisch schildert uns der unerbittliche Analytiker, wie die jugendliche Metapher ihre Sprünge in einer von der despotischen Herrschaft der Regel schon abgefühlten Umgebung wieder anfängt und gleich einem romantischen Farbenreißer sich damit belustigt, diese alten Phylister, die abstrakten Begriffe, die unter der baumwollenen Nachtmütze des eigentlichen Wortes schon eingeschlafen sind, in ihrer mühsam eroberten Sicherheit zu stören. Es gibt exaltierte Völker — die alten Griechen waren ein solches —, die unablässig nach einem Mythos verlangen, der ihr gedrücktes Leben mit Wundern aufheitere. Bei dieser künstlerischen Abspannung entschlüpft der Intellekt, dieser Meister der Verstellung, fröhlich der Sklaverei der Vernunft mit ihren ermüdenden Abstraktionen. Er feiert seine Saturnalien und ist glücklich, ohne Nachteil und soziale Strafe unter dem Deckmantel ästhetischer Exaltation nach Herzenslust täuschen zu können. In gewissen Zeiten stehen nach Nietzsche der vernünftige, der apollinisch=sokratische und der intuitive, der dionysische Mensch nebeneinander. Jener hat Angst vor der Intuition, dieser verachtet die soziale Voraussicht. Ohne Zweifel leidet der intuitive Mensch, der in Wahrheit ein zaunloses Tier ist, heftiger, wenn er leidet, weil er nichts aus der Erfahrung lernt und fortwährend in dieselben Fallen des Schicksals gerät. Dann schreit er seinen Schmerz laut hinaus und zeigt sich ebenso unvernünftig im Unglück wie im Glück. Wie anders der apollinisch=sokratische, der stoische Mensch, der aus der Erfahrung gelernt hat.“ In alledem tritt noch keine Narrheit zutage; es ist

nur übertreibende und durch poetische Ausschmückung ein wenig fälschende Darstellung wirklicher Kräfte und Bestandteile des Kulturlebens. Und obwohl sich in der „Geburt der Tragödie“ die Abneigung gegen Sokrates schon bemerkbar macht, wird er doch noch als Verkörperung der apollinischen Klarheit, als der theoretische Mensch par excellence, als Schöpfer des wissenschaftlichen Geistes und Lehrer eines wohlgeordneten mäßigen Lebens anerkannt.

Aber schon in den nächsten Unzeitgemäßen geht Dionysos, der diesmal freilich nicht reine Natur sondern Schopenhauerische metaphysische Schwärmerei ist, mit ihm durch. Er will diese Metaphysik zur Grundlage einer neuen Kultur machen, der Kultur des Genius, zuvor aber, ehe er ihren Bau beginnt, die bestehende Kultur zerstören. „Nietzsche, dessen wankende Gesundheit unaufhörlich seine großartigen philosophischen Pläne kreuzte, hat sich frühzeitig auf polemische und apologetische Arbeiten beschränkt, die er sich imstande fühlte, mit mäßiger Anstrengung zu Ende zu führen. Von dieser idealen neuen Kultur oder Religion des Genius, deren Emporkommen er ersehnt und für nahe bevorstehend hält, und die er „tragisch“ oder „deutsch“ nennt, je nachdem in ihm humanistische oder partikularistische Empfindungen vorherrschen, kennzeichnet er vor allem die Feinde, die alle von gutem Willen beseelten ohne Waffenstillstand bekämpfen müssen. Dann weist er auf die Vorläufer hin und auf jetzt Lebende, die sich zu Aposteln eignen. Die Dogmen und Vorschriften der neuen Religion zu lehren, soll einer günstigeren Stunde vorbehalten bleiben. Um der ersten Forderung dieses Programms zu genügen, stürzt sich Nietzsche mit dem Ungestüm eines durch seinen Glauben fanatisierten Neubekehrten auf die Feinde [Gesellschaft, Bildungsphilister, Universitätslehrer]. Dieses richtige Amoklaufen versetzte die Opfer wie Strauß und sogar die nur unmittelbar betroffenen Freunde wie Ritschl, Burckhardt und mitunter sogar Rohde in einen Zustand der Verzweiflung, die sie mehr oder weniger unumwunden äußerten. Diese besonnenen Geister fragten sich besorgt, welcher Gott oder Dämon diesen sonderbaren und mit solcher Sicherheit auftretenden Seher fortriß.“ Auch Wagner konnte nicht ganz damit einverstanden sein, daß er als der dithyrambische Dramatiker dargestellt wurde, der den orgiastischen Kult der Armentschheit erneuere. „Wir überschreiten hier sicherlich die Grenzen des erlaubten Symbolismus. Wagner mußte ein gewisses Erstaunen empfinden, als er sich, wenn auch nur flüchtig, mit den Zügen eines epileptischen Tänzers im Kreise heulender Derwische oder eines Cafe-Walks auf Dahomey geschildert sah. . . . Weil der Satyr in der Tat der gesunde Naturmensch ist, ehe er der Freund der Rebe wird, so glaubt sein Bewunderer, Schätze kräftiger Gesundheit, überströmenden Lebens bei zeitgenössischen Pseudosatyrn zu finden, bei denen die physische und die geistige Lebendigkeit nicht von bacchischer Trunkenheit, sondern von Entartung und psychischer Abnutzung kommt. Man kann an dem heunruhigenden Charakter der Tanzart, die er bewundert, die Gefahr jener Art Gesundheit ermessen, nach der er forscht.“

Grenzboten IV 1906

Wenn sich Nietzsche aus diesem Begeisterungstaumel aufrafft, von Wagners Kunstschwärmerei und Schopenhauers mystischem Pessimismus abwendet, von seinem Freunde Dr. Rée mit den englischen Positivisten bekannt machen läßt und auch Darwin beachtet (der ihn veranlaßt, aus seinem neuen Geschlecht von Kraftmenschen „mehr ein Gestüt als eine Menagerie zu machen“), so ist dieses ja, in seiner Sprache ausgedrückt, wieder Apollinismus. Leider werden alle rationalistischen Einsichten sehr bald wieder nur als Figuren für einen neuen dionysischen Taumeltanz benutzt, der unaufhaltsam weiter rast bis in den Abgrund des Wahnsinns hinein. Unter dem apollinischen Vorwande einer Reform der Moral wird dieser Tanz begonnen und eine Zeit lang fortgeführt. Dabei nimmt nun das zu überwindende Dionysische eine von der ursprünglichen etwas verschiedene Bedeutung an. Das Natürliche erscheint im Menschen als ungebändigte rohe Kraft und als ungezügelter Trieb oder, wie das unhöflich genannt zu werden pflegt, als das tierische. Aber in der Gesellschaft hat der Naturtrieb, nicht bloß beim Menschen, sondern schon bei den Tieren, früh dazu geführt, das Verhalten des Einzelnen in Bahnen zu zwingen, die er ohne Gefahr für sein Wohlbefinden und sein Leben nicht verlassen kann. So entsteht die soziale Moral, und die Regeln des von einer vernünftigen Selbstliebe empfohlenen sozialen Verhaltens nennt man das Moralgesetz. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob mit dieser von den heutigen Soziologen und Biologen beschriebnen Entstehung der Moral diese selbst hinreichend erklärt ist, sondern nur konstatieren, daß sich gegen jene Beschreibung an sich nichts einwenden läßt. Es waltet also unbewusste Vernunft im Natürlichen, auch im Tier, wie vorher schon in der Pflanzenzelle und im Atom. Nun pflegt aber in der Menschenwelt, deren Bedürfnisse wechseln, mit der Zeit Vernunft Unfug, Wohltat Plage zu werden, die geltenden Moralvorschriften, die religiösen wie die Staatsgesetze bedürfen oftmaliger Prüfung und Änderung, und wo diese gar nicht oder nur unvollkommen gelingt, kann sich der einzelne Denkende genötigt sehen, aus Moralität die geltenden Moralvorschriften zu verletzen. So tritt der Gewohnheits- oder Volksmoral die individuelle Moral gegenüber, die, wie Seillière ausführt, falls sie sich Geltung verschafft, Vertragsmoral wird, indem größere soziale Gruppen sie als vernünftig anerkennen und sich ihr durch einen freiwilligen Vertrag verpflichten. Diese Reform war es ohne Zweifel, die Nietzsche gleich allen vernünftigen Reformern von den jüdischen Propheten und den griechischen Philosophen angefangen ursprünglich im Auge gehabt hat. Also gar nichts Besondres, sondern etwas für den Menschen einer intellektuell hoch entwickelten Zeit ganz Selbstverständliches; der christliche Ausdruck dafür lautet bekanntlich: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Das von Nietzsche dafür gewählte Wort „Immoralismus“ drückte freilich die „an sich sehr lobenswerte Absicht ziemlich schlecht und mit einem Beigeschmack von Reklame und Charlatanerie aus“. Und das in dieser Bezeichnung liegende Omen täuschte nicht: Übertreibung, Exaltation, zügellose Leidenschaftlichkeit, Originalitätssucht

und die der leiblichen Krankheit entstammende geistige Verwirrung machten aus der beabsichtigten Reform einen Unsinn, der ärger war als aller zu beseitigende Unsinn. Mit dem alle Grenzen überfliegenden Individualismus verschmolz das, was Seillière Klassenimperialismus nennt, und was er in der Einleitung zu seinem Gobineaubuche bekämpft hat. Er hat dort eine Reihe von Denkern nachgewiesen, die in Frankreich seit dem sechzehnten Jahrhundert diesen Imperialismus vertreten hätten, während er von den Deutschen erst im neunzehnten Jahrhundert angenommen worden sei, und zwar in der Fassung, die ihm einerseits Gobineau, andererseits einige Darwinianer gegeben haben. In seinem neuen Buche zeigt Seillières, daß auch einige der französischen Aphoristiker, die Nietzsche liebte, dieser Richtung angehören, namentlich La Rochefoucauld. Die andern, die diese Literaturgattung gepflegt haben, besonders der heute erst bei uns viel gepriesene Stendhal (Henri Beyle) haben mehr den andern Sproß des Nietzsche'schen Imperialismus: den schrankenlosen Subjektivismus, die Souveränität des Individuums gefördert, und man kann sich bei Seillière aufs neue davon überzeugen, wie wenig neu Nietzsche's Gedanken sind, und daß die geistreiche Form das einzige neue an ihnen ist. Besonders überrascht es, die Lehre vom Willen zur Macht bei Helvetius und Nietzsche's sozialen Aristokratismus bei Granier de Cassagnac zu finden, der ihn 1839 zu dem Zweck gepredigt hat, das Proletariat mit seinem Schicksal zu veröhnen, indem er aus der Weltgeschichte bewies, daß es immer Herren und Sklaven gegeben habe und immer diese beiden Klassen geben müsse. Selbstverständlich wird nicht behauptet, daß Nietzsche alle seine Vordenker gekannt und unmittelbar aus ihnen geschöpft habe, aber die Übereinstimmung mit ihnen geht vielfach bis zum Gebrauch derselben Ausdrücke. In manchen seiner Exzesse hat er Genossen. Extremes Egoist ist auch Stirner, nur nicht, wie Nietzsche, ein Egoist mit „wunderbar empfindlicher moralischer Epidermis“. Den Preis des Verbrechers scheint Nietzsche nach Seillière geradezu Stendhal entlehnt zu haben. „Würde ziert das Verbrechen, denn der Verbrecher braucht Mut. Die Größe seines Ziels erhebt ihn über die Verleumdung. Nicht in den Reihen der Verbrecher findet man Schufte, sondern vielmehr unter den Leuten, die nichts verbrechen, und ein ehrlicher Verbrecher verdient mehr geehrt zu werden als ein Musterbürger, denn dieser ist immer mit abscheulicher Heuchelei behaftet. Nietzsche bedauert, daß die Furcht vor den Strafen, die von der Gesellschaft willkürlich und rechtswidrig verhängt werden, die tapfern Delinquenten manchmal schwach macht, sodaß sie ihre ruhmvollen Handlungen verleugnen oder bereuen. Das Verbrechen ist nicht allein edel, es ist auch reizend, unterhaltend, vertreibt die Langeweile. Das aufregende, gefährliche, wechselvolle, bald düstere, bald sonnendurchglühnte Verbrecherleben ist der Reiz aller Reize. Aus Shakespeare spricht eine bewegte und starke, durch die Überfülle an Blut und Energie halb berauschte Zeit. Die Sünde, heißt es spöttisch in der »Morgenröte«, sei die einzige Schöpfung des Menschen in einer Welt, die im übrigen ganz das Werk Gottes sei. Sollte der Mensch, fügt unser Spaßvogel

hinzu, sein einziges Kind verstoßen, weil dieser Sprößling Gott, dem Großvater, mißfällt?“ Ganz folgerichtig bekämpft Nietzsche das Strafrecht. Weniger folgerichtig ist es, daß er dann wieder einmal nicht die Verbrecher, sondern die herrschenden Stände als die Herrenmenschen hinstellt, denen er zur Pflicht macht, strenge Richter zu sein, die Widersetzlichen zu strafen und niederzuwerfen; daß man heute den Verbrecher nicht mehr zu strafen wage, Mitleid mit ihm habe, beklagt er als einen Beweis von Entartung.

Andern Folgerungen aus seinen antimoralischen und seinen Rassen-theorien kann man eine gewisse Originalität nicht absprechen, nur daß es die Originalität des Irrsinns ist, die sie vom Gewöhnlichen unterscheidet. Es handelt sich dabei vorzugsweise um die oben angedeuteten Versuche, seine Krankheiten und Leiden, deren schlimmstes die drohende Erblindung war, und die Vereinsamung, die Flucht aller Freunde und Verehrer vor dem Sonderlinge, mit seinem Herren- und Machtbewußtsein in Einklang zu bringen. Er bildete eine Lehre aus, die Seillière als moralischen und intellektuellen Sadismus charakterisiert. Das Mitleid sucht Nietzsche als verkappte Schadenfreude und Grausamkeit zu erklären, als Benutzung eines Anlasses, den Unglücklichen die eigne Überlegenheit fühlen zu lassen. „Im Aphorismus 113 der Morgenröthe kann man mit Erstaunen die vorgebliche Entwicklung dieser Grausamkeit gegen den Nächsten verfolgen, die das Streben nach Auszeichnung notwendig mit sich bringe. Um sich zu befriedigen, bereitet der Mächtige andern Martern, Schläge, Entsetzen, Verwunderung, Neid, Freude, Heiterkeit, Lachen. Dann wieder kehrt er dieses alles, um den Feinden ihre Ohnmacht und seine eigne Unüberwindlichkeit zu zeigen, gegen sich selbst: er duldet Verhöhnung und Martern. Das Schwelgen im Bewußtsein seiner Unüberwindlichkeit erhebt den Asketen wie den Märtyrer auf den höchsten Gipfel des Machtgefühls.“ Und auch wenn solche Helden andern wehe tun, tun sie dies, um damit sich selber wehe zu tun, welches Wehegefühl aber dann wieder der andern Schmerz ist, sodaß man unter Nietzsches Führung in einem beständigen hegelschen Umschlage der Gegensätze ineinander dahintaumelt. Das ursprüngliche Ziel der Moralreform wird darüber vergessen; die neuen Ziele, die unserm Philosophen die Positivisten, die Darwinianer darbieten, verschwimmen miteinander und mit seinen ziellosen Phantasmen, taumeln untereinander, verschwinden wieder. Bald erscheint die ganze Welt, bald eine auserlesene Gesellschaft von Übermenschen, bald das eigne Ich allein als Zweck alles Strebens. Bald soll die Gegenwart, bald eine ferne Zukunft der Zweck sein, bald wird wieder die Sorge für eine ferne Zukunft, für die Dauer des Geschlechts, als chinesisch abgelehnt. Je länger je mehr verbohrt er sich in eine Welterklärung, die ausschließlich auf seinen allerpersönlichsten krankhaften Zustand berechnet ist. Bei Helvetius hatte der Wille zur Macht, der das Lösungswort von Nietzsches letzter Periode geworden ist, einen vernünftigen Sinn: wer Macht hat, kann viele Menschen zwingen, zu tun, was ihm Freude macht und Leiden erspart. Bei diesem natürlichen Sinn des Ausdrucks bleibt aber Nietzsche

nicht stehn. Er dreht und wendet die Phrase so lange, bis es ihm gelingt, damit sein nervöses Leiden als gewollte Qual, als Strafe, die er sich selbst auferlegt habe, zu deuten. Der unbeugsame Stolz dieses Kranken vermag sich nur dadurch aufrecht zu erhalten, „daß er sich an einen erheuchelten [oder eingebildeten] Optimismus klammert und sich für seinen eignen Henker erklärt“. Wie kann er nun bei einer Anschauung, die das Martyrium zur Substanz des Lebens des höhern, des Übermenschen, des vornehmen, des Edelmenschen macht, gegen das Christentum wüten? „Hat er das Recht, dem Christentum einen Vorwurf daraus zu machen, daß es die Selbstverstümmelung fordere?“ Was ja wieder ungeheuerliche Übertreibung ist, denn wenn auch viele Christen die Selbstpeinigung für Pflicht angesehen haben, ist diese doch von der Mehrzahl der christlichen Lehrer niemals für das Wesentliche des Christentums erklärt worden, und Selbstverstümmelung wird sogar ausdrücklich verboten. Wie er sich windet, um seinen unsinnigen Haß gegen das Christentum zu rechtfertigen, wie er bald Jesus als Immoralisten belobt und Paulus als Ethnizierer der Judenlehre tadelt, bald Jesus mit Schmähungen überhäuft und Paulus als echten Juden, als einen zweiten Esra verwünscht, wird gebührend hervorgehoben. Es sind dies eben alles nur Zuckungen eines Kranken, den sein Geschick in einen Zustand geistiger Epilepsie versetzt hat. „Der Grundcharakter des dionysischen Übermenschen ist Kraft, und nichts schreckt darum Nietzsche mehr als der mögliche Verdacht einer Schwächung seiner seelischen oder körperlichen Kräfte. Er empfindet es nur zu lebhaft, daß eine Philosophie der Kraft schon widerlegt ist, wenn sich ihre Apostel schwach zeigen. Daher sein krampfhaftes Entsetzen vor dem tödlichen Pessimismus und mehr noch vor dem drohenden Wahnsinn.“ Stimmt ihn sein augenblicklicher Zustand nichtsdestoweniger pessimistisch, dann gibt er wenigstens nicht zu, daß dieser sein Pessimismus mit dem anderer Leute etwas gemein habe; er ist sein ausschließliches persönliches Eigentum, ist dionysischer Pessimismus. Dieser ist ein Pessimismus nicht der Schwäche, sondern der Kraft, und daß er zu den Pessimisten der Kraft gehöre, zeigt er in einer seltsamen Vorrede vom Jahre 1886 „durch eine Tanzmeisterpirouette; und er ist davon überzeugt, daß er sich selbst jetzt endlich richtig verstanden habe“. Seine Krankheit ist die eigentliche Gesundheit. „Erkrankungen können wir gar nicht entbehren, und der Wille zur Gesundheit ist ein Vorurteil, eine Feigheit, ein Stück feigster Barbarei und Rückständigkeit.“ Damit wären ja eigentlich der Satyr und die prachtwolle blonde Bestie preisgegeben, aber die neuen Paradoxen „hindern den armen Philosophen nicht, unaufhörlich von der großen, stärkern, gewichtigern, zähern, verwegnern, lustigern Gesundheit zu träumen, sich dank dem zähen Willen zur Gesundheit, der sich schon oft als Gesundheit zu verkleiden wagte, auf dem Wege zu ihr zu glauben und schließlich zu erklären, er besitze diese Gesundheit, und zwar für immer“. Das Leben des gesunden Übermenschen ist ein Schweben, Fliegen, Tanzen, Lachen, und das Christentum unter anderm auch deswegen zu hassen, weil es das Bacchanal

verbannt hat, „diese schönen heidnischen Genüsse, diese Loslassung der menschlichen Bestie, worin sich Verachtung alles Ernstes, ein göttliches Sasagen zu sich aus animalischer Fülle und Vollkommenheit verriet“. Ist das Leben ein Tanz, so sind die Zehen die wichtigsten Sinnesorgane. Nietzsche „besitzt ein so zartes Gefühl in diesen Zehen, daß man es für ein zweites Gesicht, das einzige, das dem dionysischen Menschen die echte Wirklichkeit offenbart, halten möchte“. Alle apollinischen Bestimmtheiten und Unterscheidungen verschwinden; es gibt kein Oben und Unten mehr, statt der Menschenstimme ertönt der Dubelsack, Gestammel ersetzt die geordnete Rede. Dann plötzlich nimmt der bacchantisch rasende wieder die Gestalt des leidenden Gottes an; Dionysos wird ein Pseudochristus, Nietzsche nennt sich den Gekreuzigten, und zuletzt bekennt er in einem halblichten Augenblick, daß das alles nur eine unfreiwillige Parodie der ernstesten Wirklichkeit und insbesondre des Christentums sei.

Nicht um den unglücklichen Dichterphilosophen zu verhöhnern, geben wir Proben von der Art, wie ihn der Franzose behandelt, sondern um das Törichte und Verwerfliche einer Literatur kräftig hervorzuheben, die immer noch einer unreifen Jugend die Einfälle eines kranken Gehirns als Offenbarungen tiefster Weisheit anpreist. Inhaltlich können diese vorgeblichen Offenbarungen bei Vernünftigen wirklich keine andre Reaktion als Heiterkeit hervorrufen, wenn auch natürlich der Gedanke an den Kranken, dem sie entstammen, mit schmerzlicher Teilnahme erfüllt. Übrigens liegt dem Franzosen noch aus einem besondern Grunde das Lachen näher als uns. Er nennt die Pessimismusseuche, mit der Schopenhauer die Deutschen angesteckt hat, eine mystische und „uns lateinischen Geistern schwer verständliche Erscheinung“. Der leichtblütige und oberflächliche Romane empfindet die Tragik des Lebens nicht. Deshalb hat die klassische Literatur der Italiener bloß Komödien, ist das Tragische der französischen Tragödien bloß pomphafte Rhetorik, und stellen auch die ernstern Spanier die Konflikte wie ihre Lösungen rein äußerlich dar; ihre einzige echte Tragödie, der Ritter von der traurigen Gestalt, ist eine Tragikomödie. Der Germane empfindet die Leiden des Daseins und die Gewissenskonflikte so tief und lebhaft, daß sie ihm das Herz zerreißen und den Sinn verwirren, wenn er sich nicht beizeiten entweder eine Hornhaut oder einen tröstlichen Glauben angeschafft hat. Die tragische Stimmung und das Suchen nach einer Lösung der Welträtsel gehören also zur Natur des Germanen; ins Krankhafte gehen sie über, wenn einerseits das Weltelend übertrieben und jeder kleine Schmerz, jede Verletzung der eignen Eitelkeit z. B., zu einem ungeheuern Unglück aufgebauscht wird, andererseits die Lösungsversuche einen abenteuerlichen Charakter annehmen und offenbar einander widersprechende in einem Atem vorgebracht werden. In beiden Arten krankhafter Verirrung und Überspannung hat Nietzsche den Rekord erreicht und beweist dadurch, nebenbei bemerkt, seine echt germanische Abstammung. Das Polenblut ist dem romanischen verwandt, leichtflüchtig; sollte wirklich, wie er sich einbildete und wünschte, ein polnischer Graf sein Ahne gewesen sein, so

müßte man an einen denken, dessen Blut schon stark mit deutschem gemischt gewesen wäre.

Das Opfer seines Seziermessers verhöhnern, das hat übrigens auch Seillière nicht gewollt. Er erkennt die glänzende Begabung Nietzsches an, räumt ein, daß mit den Wahneiden Gedankenblitze wechseln, die tiefe Wahrheiten beleuchten, und rühmt seinen Charakter. Besonders hebt er hervor, daß alle Exzesse Nietzsches nur Gedankenexzesse gewesen sind, und daß er im Leben bis an sein Ende der wahrhaft vornehme, gefittete, sich selbst in strenger Zucht haltende Mensch geblieben ist, der er schon als Knabe und Jüngling war. Auch den Ausdruck Sabismus will Seillière nur intellektuell verstanden wissen, als eine Theorie der durch Peinigungen zu erzeugenden Lust, nicht im ursprünglichen Sinne des Wortes, der eine Art perverter Erotik bezeichnet; von Erotik finde sich bei Nietzsche keine Spur. Über Nietzsches Stil, insbesondere über den Wert der Form des Zarathustra, will sich Seillière ein Urteil abzugeben nicht erübrigen. „Wir wissen, weil wir es bei der Lektüre gewisser deutscher Würdigungen französischer Schriftwerke erfahren konnten, wie schwierig es für einen Ausländer ist, den technischen Wert eines poetischen Werkes richtig abzuschätzen. Höchstens erlauben wir uns zu behaupten, daß Deutschland die Lobsprüche, die sich Nietzsche selbst spendet, zweifellos nicht gut heißen wird, wie die in dem erstaunlichen Briefe an Rohde, wo er sagt: Ich bilde mir ein, mit diesem Zarathustra die deutsche Sprache zu ihrer Vollendung gebracht zu haben. Es war, nach Luther und Goethe, noch ein dritter Schritt zu tun usw.“

Einige schätzenswerte Beiträge zur Charakteristik Nietzsches liefert die (bei Schuster und Voefler, Berlin und Leipzig, 1905) erschienene zweite Hälfte des dritten Bandes von Friedrich Nietzsches gesammelten Briefen. Sie enthält den Briefwechsel mit Hans von Bülow, Hugo von Senger und Malwida von Meysenbug. Wir erfahren daraus aufs neue, daß sein Leben abwechselnd das eines Märtyrers und das eines Asketen gewesen ist, u. a., daß er von seinen 3000 Franken Pension noch genug erübrigte, um die Druckkosten seiner Bücher, die niemand kaufte, bezahlen zu können. Ein Brief von Bülow ist so interessant, daß wir den Anfang und den Schluß abschreiben müssen.

München, 24. Juli 1872.

Hochverehrter Herr Professor!

Ihre gütige Mitteilung und Sendung hat mich in eine Verlegenheit gesetzt, deren Unbehaglichkeit ich selten in derartigen Fällen so lebhaft empfunden habe. Ich frage mich, soll ich schweigen, oder eine zivilisierte Banalität zur Erwiderung geben, oder frei mit der Sprache herausrücken? Zu letztem gehört ein bis zur Verwegenheit gesteigerter Mut: um ihn zu fassen, muß ich vorausschicken, erstlich, daß ich hoffe, Sie seien von der Verehrung, die ich Ihnen als genialschöpferischem Vertreter der Wissenschaft zolle, fest überzeugt — ferner muß ich mich auf zwei Privilegien stützen, zu denen ich begreiflicherweise höchst ungerne recurriere; das eine, überdies trauriger Natur: die zwei oder drei Lustren, die ich mehr zähle als Sie; das andre: meine Profession als Musiker. Als letzterer bin ich gewohnt, gleich

Gansemann, bei dem in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört, den Grundsatz zu praktizieren: in materia musicae hört die Höflichkeit auf.

Doch zur Sache: Ihre Manfredmeditation ist das Extremste von phantastischer Extravaganz, das Unerquicklichste und Antimusikalischeste, was mir seit lange von Aufzeichnungen auf Notenpapier zu Gesicht gekommen ist. Mehrmals mußte ich mich fragen: ist das Ganze ein Scherz, haben Sie vielleicht eine Parodie der sogenannten Zukunftsmusik beabsichtigt? Ist es mit Bewußtsein, daß Sie allen Regeln der Tonverbindung, von der höhern Syntax bis zur gewöhnlichen Rechtschreibung ununterbrochen Hohn sprechen? Abgesehen vom psychologischen Interesse — denn in Ihrem musikalischen Fieberprodukte ist ein ungewöhnlicher, bei aller Verirrung distinguirter Geist zu spüren — hat Ihre Meditation vom musikalischen Standpunkte aus nur den Wert eines Verbrechens in der moralischen Welt. Vom apollinischen Elemente habe ich keine Spur entdecken können, und das dionysische anlangend, habe ich, offen gestanden, mehr an den landomain eines Bacchanals als an dieses selbst denken müssen. Haben Sie wirklich einen leidenschaftlichen Drang, sich in der Tonsprache zu äußern, so ist es unerklärlich, die ersten Elemente dieser Sprache sich anzueignen: eine in Erinnerungsschwelgerei an Wagner'sche Klänge taumelnde Phantasie ist keine Produktionsbasis. Die unerhörtesten Wagner'schen Kühnheiten, abgesehen davon, daß sie im dramatischen, durch das Wort gerechtfertigten Gewebe wurzeln (in rein instrumentalen Sätzen enthält er sich wohlweislich ähnlicher Ungeheuerlichkeiten), sind außerdem stets als sprachlich korrekt zu erkennen — und zwar bis auf das kleinste Detail der Notation; wenn die Einsicht eines immerhin gebildeten Musikverständigen wie Herrn Dr. Hanslick hierzu nicht hinreicht, so erhellt hieraus nur, daß man, um Wagner als Musiker zu würdigen, musicien et demi sein muß. Sollten Sie, hochverehrter Herr Professor, Ihre Aberration ins Komponiergebiet wirklich ernst gemeint haben — woran ich noch immer zweifeln muß —, so komponieren Sie doch wenigstens nur Vokalmusik und lassen Sie das Wort in dem Nachen, der Sie auf dem wilden Tonmeere herumtreibt, das Steuer führen. . . .

Ich bin wiederum in derselben Verlegenheit, wie als ich die Feder zur Hand nahm. Seien Sie mir nicht böse, verehrter Herr, und erinnern Sie sich meiner gütigst nur als des durch Ihr prachtvolles Buch [Die Geburt der Tragödie] — dem hoffentlich ähnliche Werke bald nachfolgen werden — wahrhaft erbauten und belehrten und deshalb Ihnen in vorzüglichster Hochachtung dankergebensten

G. von Bülow.

Die Herren Philosophen sollten, anstatt ganze Bücher über Nietzsche's Philosophie zu schreiben, die bei ihnen Rat suchenden einfach auf diesen Brief verweisen. Der charakterisiert ganz treffend nicht allein die verunglückte Meditation sondern auch die meisten Schriften Nietzsche's: Fieberträume eines genialen Menschen. Die Komposition mußte freilich noch weit toller ausfallen als die Bücher, weil Nietzsche von der Sprache der Worte wenigstens die Grammatik inne hatte und auch noch einiges darüber (obwohl ihm zur höchsten sprachlichen Komposition, an die er sich wagte, doch noch so manches fehlte, zum Beispiel, wie Seillière wiederholt hervorhebt, gründliche historische Kenntnis), aber der Grund der Abnormität ist bei beiden Arten von Produktion offenbar derselbe, und daß diese Komposition aus dem Jahre 1872 stammt, beweist den frühen Beginn der geistigen Erkrankung. Nietzsche's Charakter ehrt es, daß er die

grausame Kritik demütig hinnahm und mit Bülow in freundschaftlichem Briefwechsel blieb. Die vom 29. Oktober 1872 datierte Antwort auf den obigen Brief beginnt mit den Sätzen: „Nicht wahr, ich habe mir Zeit gelassen, die Mahnungen Ihres Schreibens zu beherzigen und Ihnen für dieselben zu danken? Seien Sie überzeugt, daß ich nie gewagt haben würde, auch nur im Scherze, Sie um die Durchsicht meiner »Musik« zu ersuchen, wenn ich nur eine Ahnung von deren absolutem Unwerte gehabt hätte! Leider hat mich bis jetzt niemand aus meiner harmlosen Einbildung aufgerüttelt, aus der Einbildung, eine recht laienhaft groteske, aber für mich höchst natürliche Musik machen zu können; nun erkenne ich erst, wenn auch von ferne, von Ihrem Briefe auf mein Notenpapier zurückblickend, welchen Gefahren der Unnatur ich mich durch dies Gewährenlassen ausgesetzt habe.“



Ein neuer Erzähler



er immer breiter einherflutende Strom unsrer Romanproduktion bringt dem nachdenklichen Leser und Beurteiler wieder und wieder die Frage nahe, wo die Grenzen liegen zwischen der Romandichtung und dem Unterhaltungsroman. Wer sich nicht mit der allerdings klaren Unterscheidung begnügt: alles, was amüsiert, ist Unterhaltungsroman, alles Langweilige Romandichtung — der wird diesem Probleme lange nachzudenken haben. Und schwerlich wird man mit rein theoretischen Wägungen zum Ziele kommen, gewiß nicht mit technischen Untersuchungen über den äußern Bau der abzuschätzenden Werke. Eher hilft vielleicht eine empirische Beurteilung vorwärts. Wir finden, daß Goethe zwar — im Gegensatz zu Schiller und Hebbel — „Theaterstücke“ schreiben konnte, daß er aber die Feder zur Erzählung nicht anzusetzen vermochte, ohne daß ihr Dichtung und immer wieder Dichtung entfloß. Und gleich ihm haben Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Theodor Storm, Wilhelm Raabe nie andres schaffen können als Romandichtungen, Novellen hochpoetischen Stils — Unterhaltungserzählungen konnten sie nicht schreiben. Umgekehrt kommt Friedrich Wilhelm Hackländer auch nach dem ernstesten Ansaz über das Unterhalten nie hinaus, und er ist da einer der feinsten Typen. Es liegt eben im Naturell, und das Naturell der Verfasser gibt dann auch den ästhetischen Maßstab. Der Unterhaltungsroman bleibt am Ende immer oben. Er kann wie bei Brachvogel gutes Zeitkolorit, wie bei Ida Boy-Ed fein gezeichnete Gestalten, wie bei Johannes Richard zur Megebe eindringliche Stimmungen, wie bei August Bewald bunte Bilder geben — und wird uns doch nicht so nachgehn und nicht entfernt so vieles offenbaren, wie ein in demselben Kreise spielender, vielleicht